

# ICH WAR DABEI

Die Geschichte vom Leiden und Sterben Jesu ist von den unterschiedlichsten Gestalten bevölkert. In der Karwoche lassen wir sieben von ihnen zu Wort kommen.

**TEIL 7: Maria aus Magdala**

## Begegnung im Garten

**Sie folgte ihm bis nach Golgotha. Doch der Tod Jesu am Kreuz ist nicht das Ende. Im Gegenteil: Das große Abenteuer beginnt erst jetzt. Und Maria aus Magdala ist mittendrin und erzählt.**

Ja, ich war mit ihm. Von seinen ersten Anfängen in Galiläa an bis unter das Kreuz und an das Grab. Ich bin ihm gefolgt, überall hin. Und nein, ich war nicht die einzige Frau unter den Jüngern und nochmals nein, ich bin nicht jene Frau, die ihm in Bethanien die Füße mit ihren Haaren getrocknet hat. Ich bin Maria aus Magdala und eine Jüngerin Jesu, auch wenn die Männer aus unserer Gemeinschaft das mittlerweile nicht mehr so gerne hören.

Warum folgte ich ihm, entgegen den Konventionen, die Frauen keinen Platz in der Öffentlichkeit erlauben? Als ich ihm begegnete, hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, dass meine armselige Existenz nicht umsonst war. Krank war ich damals, auch wenn es keine sieben Dämonen waren, die mich quälten, wie später manche behaupteten. Grau war mir alles, selbst das Frühlingsgrün in Galiläa, keine zehn Schritte konnte ich gehen, ohne zu ermüden. Eine Verwandte schleppte mich mit zu einer seiner ersten Predigten. Sie war un-

konventionell. Er war unkonventionell, anders. Anders als die düsteren Weltuntergangsvorkünder, wilde Männer in Tierfellen, von Heuschrecken und wildem Honig lebend, in ständiger Angst vor weiblicher Verführung.

Jesu war anders. Er hatte keine Angst vor Frauen, er hatte vor niemandem Angst, auch nicht vor Gott. Mit IHM, der mit uns Menschen nur durch den Dornbusch oder seine himmlischen Boten gesprochen hatte, pflegte Jesus eine familiäre Gesprächsbasis. Abba, Vater, rief er ihn, als ob ein Junge quer durch das Dorf nach seinem Vater rufen würde, weil ihm ein Schaf

davongelaufen war. Heilte er mich damals von meiner Erschöpfung, wie er andere von ihrer Blindheit oder dem Aussatz heilte? Er heilte uns alle, die wir ihm folgten, indem er uns herausforderte, herausrief aus unserem ermüdenden Alltag. Er machte mich lebendig, uns alle mit seiner eigenen Freiheit von allem Alten. „Schüttelt den Staub von euren Füßen und geht weiter, wenn man euch irgendwo nicht haben will“, trug er uns auf.

Seitdem war ich mit ihm, auch wenn es mir oft schwerfiel, vor allem in seinen letzten Tagen. Immer wieder hatte er davon gesprochen, dass seine Zeit hier, mit uns,

bald vorbei sein würde. Keiner wollte es glauben, keiner sich vorstellen, dass es wieder eine Zeit ohne ihn geben könnte. Wir hätten es dennoch wissen müssen. Die hasserfüllten Blicke der Pharisäer, wenn sie ein ums andere Mal mit ihm stritten und er ihnen mit seinen paradoxen Antworten immer um einen Schritt voraus war; sein Auftritt im Tempel, der vermutlich für die Hohenpriester das Fass zum Überlaufen und Jesus ans Kreuz brachte. Ich bewunderte ihn. Maßlos. Sogar dafür, dass er in Jerusalem, kaum war er unter Hosanna-Rufen eingezogen, im Tempelvorhof Tische umwarf und die Händler beschimpfte.

Nein, er war nicht immer der freundliche Jesus, der auch die andere Wange hinhielt, wie er es uns geraten hatte. Er konnte wütend werden, sodass sogar wir Angst vor ihm hatten.

Die Erschöpfung, von der er uns befreit hatte, sie war wieder da, als sie ihn in Getsemani verhafteten. Allen war sie ins Gesicht geschrieben, auch den ach so tapferen Männern, die geschworen hatten, für Jesus zu sterben. Es war dieser Moment, als er weg war: Was werden sie ihm antun, meinem Meister? Was werde ich jetzt tun, ohne ihn? Und wieder wurde mir alles grau, das Grün der Ölbäume, der Sonnenaufgang, die gleißenden Steine des Statthalterpalastes.

Auch ich folgte ihm hinunter nach Jerusalem, nur dass mich im Unterschied zu Petrus keiner erkannte. Frauen werden übersehen, sie sind aufgrund ihres Geschlechts unsichtbar, das konnte nicht einmal Jesus ändern. Ich hätte anders geantwortet als der große Petrus, als er im Hof des Hohen Rates angesprochen wurde. „Ja, ich war

dabei, ich war eine von seinen Jüngerinnen“ hätte ich gesagt und mich nur zu gerne mit ihm foltern lassen. Mich fragte niemand, ich war das, was ich vorher, vor ihm, gewesen war: Eine unwichtige Frau, um die kein Hahn kräht.

Als solche stand ich wenig später in der Menge unterhalb des Statthalterpalastes. Pilatus sah ich zum ersten Mal: Ein Römer eben, Verwalter eines riesigen Imperiums, auch er grau im Gesicht. Nie werde ich die Menschen um mich herum vergessen: Dicht gedrängt in der immer heiß scheinenden Sonne, manche davon dieselben, die noch vor kurzem Hosanna gerufen hatten. Jetzt riefen sie „Wir wollen Barabbas“ und „Ans Kreuz mit ihm“. Ich bekam keine Luft von all dem Hass und Verrat rund um mich.

Als ich ihn wieder sah, hatte man ihn ganz offensichtlich gefoltert: Die Haut war an vielen Stellen aufgeplatzt von scharfen Geißeln, das Blut rann ihm

übers Gesicht, von all den Wunden, die eine Dornenkrone gestochen hatte – kein besonders subtiler Spott, aber passend zu den grobschlächtigen Folterknechten.

Wie man das erträgt? Gar nicht, es ging einfach nur weiter, nach Golgotha hinauf. Von all den mutigen Männern um Jesus war nur Johannes dabei, wir blickten einander an, zu sagen gab es nichts mehr. Alle diese tapferen Männer, die gar nicht dabei waren, berichten heute von der Kreuzigung: Von den Schächern links und rechts, vom römischen Soldaten mit seinem Speer und natürlich von Jesu letzten Worten. Nicht alle davon habe ich gehört, weil es in meinen Ohren rauschte und sogar sein Blut für mich grau war.

Für sein Grab hatte der reiche Nikodemus bezahlt, wir hatten ja nie genug Geld und außerdem hockten alle in ihrem Versteck. Im Morgengrauen des Tages nach dem Sab-



### Zur Autorin

**Theresia Heimerl**, geboren 1971 in Linz, studierte Deutsche und Klassische Philologie sowie Katholische Theologie in Graz und Würzburg. Seit 2003 ist sie Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Graz.

**Rühr mich nicht an! Ausschnitt dem berühmten Fresko von Fra Angelico († 1455) im Kloster San Marco in Florenz**

GETTY IMAGES



bath ging ich hin. Graue Steine, grauer Staub. Das Grab war offen. Kein geschundener Leichnam drinnen, die Wachen lagen wie tot am Boden. Jemand sprach mich an, der Gärtner, dachte ich. Aber es war nicht der Gärtner. Das Weiß seines Gewandes strahlte, wie nichts sonst in dieser grauen Welt. „Maria“ sagte er und ich wusste, dass er es war, mein Meister. Ich wollte ihn berühren, noch ein letztes Mal. „Halte mich nicht fest“, ermahnte er mich, der in seinem Leben so viele Menschen berührt und gehalten hatte.

Er ist auferstanden von den Toten, wie er es versprochen hatte. Nichts ist seitdem, wie es war. Auch anderen zeigte er sich: Petrus, Johannes – Thomas durfte ihn sogar anfassen, weil er es sonst nicht fassen konnte. Er hat sie alle besiegt, seine Ankläger, die Römer, sogar den Tod. Nichts ist mehr grau seitdem, das weiße Strahlen vor dem leeren Grab hat die Welt in eine neue Farbe getaucht. Die Farbe der Hoffnung.

**Schluss der Serie.**